

Einige Wasserumschläge brachten das Mädchen bald wieder ins Leben zurück. Es mußte aber sofort ins Bette gebracht werden. Die Geburtstagsfeier unterblieb und die Gäste entfernten sich wieder.

Als am andern Morgen Florentine erwachte und sich im Bette aufrichtete, fielen ihre Blicke gerade in den dem Bette gegenüberhängenden Spiegel. Natürlich gewahrte sie sogleich den entsetzlichen Verlust, aber es ging kein einziges Wort des Wehklagens über ihre Lippen.

„Mir ist recht geschehen!“ redete sie ihren Vater an. „Jetzt erst denke ich wieder an Deine Worte. Vergieb mir, Vater! Vergieb mir, Mutter!“

Acht Wochen später, nachdem Florentine längst wieder gesund war, bemerkte sie eines Morgens, daß ihre Etagère um einen Gegenstand bereichert war. Sie sah genauer hin. Es war jene Fledermaus, ausgestopft und auf einem zitternden Drahte sitzend. Dieß war das Werk des Vaters. Sie sollte Florentinen eine Warnungstafel bleiben.

Nach einem Jahre waren die Haare wieder gewachsen und der Schade ziemlich geheilt. Ein anderer Schade aber war gänzlich geheilt: Florentine war nicht mehr eitel und stolz.

Kind, treib' die Eitelkeit ja aus,
Denk oft an diese Fledermaus!

Unschuld.

Die Familie Glaswald war mit ihrem sechsjährigen Töchterchen, „Anna“, aufs Land gezogen, um den Sommer in der Nähe des frischen, singenden Waldes zuzubringen.

Die kleine Anna war ein allerliebstes Kind. Ihre weiche, zarte Sprache, noch etwas kindlich-langsam und gedehnt, hatte schon etwas außerordentlich Einnehmendes. Dazu der kleine, niedliche Mund, die rofigen Wäddchen, die blonden, weichen Böckchen, die die kleine, feine Stirn begrenzten — kurz, Anna glich einem gemalten Engelchen. Sogar die Dorfleute alle, die doch sonst gegen die Städter gern etwas neidisch sind, hatten ihr inniges Wohlgefallen an dem Kinde. Und ein alter, eisgrauer Bauer, der Nachbar Glaswald's, als er eines Tages die kleine Anna Blumen pflücken sah, konnte sich nicht enthalten, ging auf die Kleine zu, erfaßte ihr Händchen und setzte einen schallenden Kuß darauf. „So, mein Kindchen,“ sagte er,

„nun pflücke wieder Deinen schönen Blümchen. Morgen, wenn ich Dich wieder sehe, sollst Du auch Etwas kriechen.“

„Was denn, lieber Mann?“ fragte Anna.

„Nun, Du hast doch am Liebsten Etwas zu essen?“

„O ja, was gut schmeckt, das esse ich gern. Hast Du denn so Etwas?“

„Ei freilich, mein Aennchen, o das wird schmecken!“

„Da vergiß es aber nicht.“

„Bei Leibe! Bei Leibe! Sollst's sehen, mein Engelchen.“

Der alte, kinderfreundliche Bauer hielt Wort. Und was brachte er den nächsten Tag dem Aennchen mit? Eine große, große Leberwurst. Aennchen bedankte sich ganz artig, machte auch ein Knixchen dazu und eilte mit ihrer Wurst zur Thür hinein, zur Mutter.

Nicht weit von Glaswald's Wohnung stand das Dorfkirchlein, umgeben von einem freundlichen Kirchhofe. Dorthin ging die Mutter zuweilen mit ihrer Anna spazieren. Anna hatte den stillen Ort lieb gewonnen, weil so viel schöne Blumen auf den Hügeln blühten.

Eines Tages wurde eine arme Mutter daselbst begraben, welche drei Kinder hinterließ. Madame Glaswald war mit ihrem Töchterchen zufällig auf dem Kirchhofe und sah sich deshalb das Begräbniß mit an.

Etwas den dritten Tag darauf ging Anna einmal allein auf den Kirchhof, wie sie das schon wiederholt gethan hatte, um sich die Blumen zu besehen. Da gewahrte sie, daß an dem frischen Grabe der verstorbenen Mutter zwei der hinterlassenen Kinder standen, weinten und dabei einen Rosenstock auf den Hügel pflanzten.

Sie trat langsam hinzu und sagte: „Warum pflanzt Ihr denn einen Rosenstock auf das Grab, Kinder?“

Diese wußten nicht, daß Anna bei dem Begräbniß zugegen gewesen war und das Älteste antwortete: „Ach sieh', liebe Kleine, uns ist unsere gute Mutter gestorben und vor drei Tagen haben wir sie hier begraben.“

„Es war wohl auch eine so gute Mama, wie meine?“

„Ach ja, gewiß. Sie war so ganz lieb und gut. Und wir hatten keinen Menschen so lieb, als sie. Nun liegt sie so tief da unten und kann's nicht mehr hören und sehen, daß wir sie so lieb haben und ihr gerne danken möchten.“

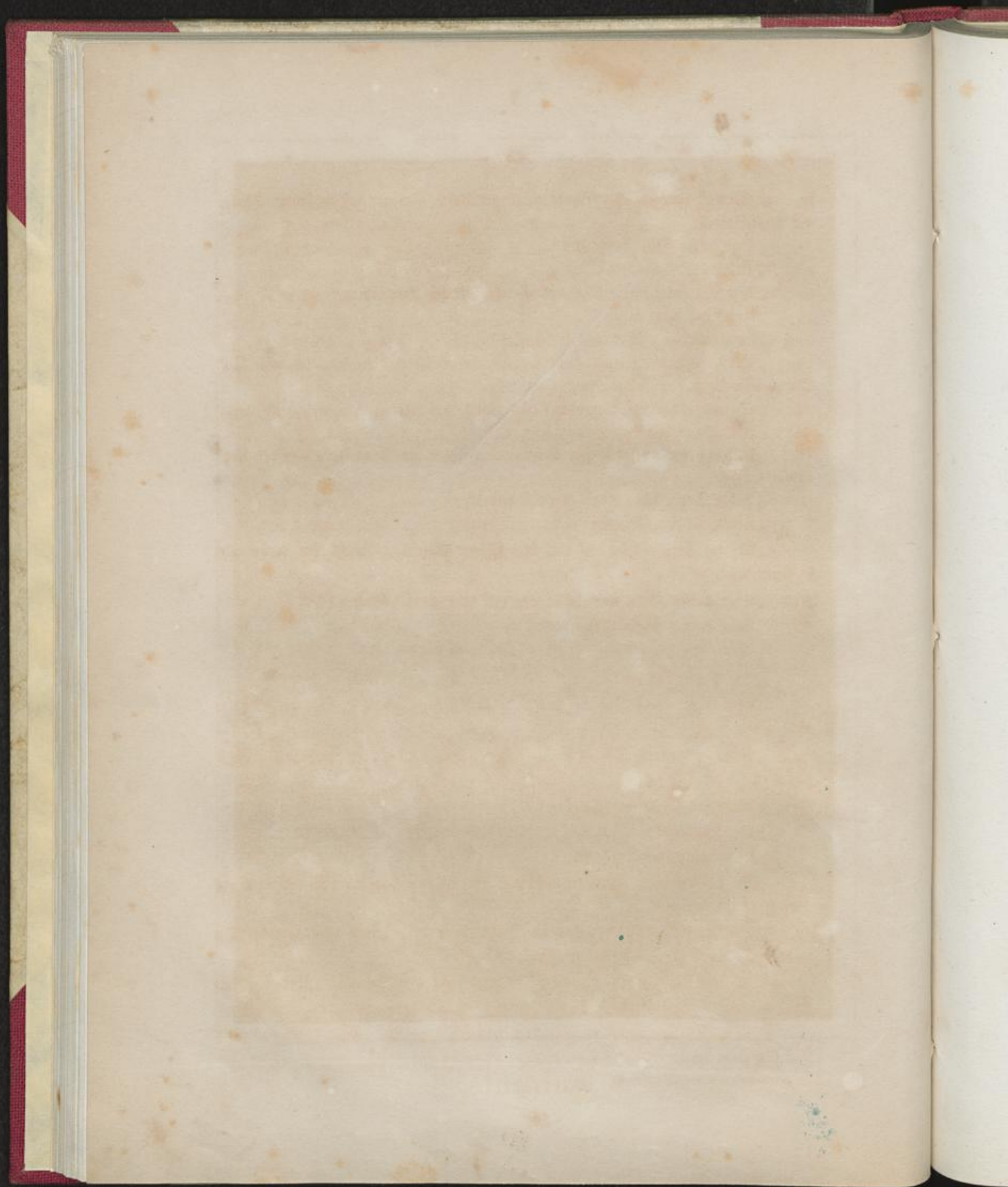
„Ach und darum wollt Ihr ihr wohl noch dieß Rosenstöckchen da schenken?“

„Ja wohl. Und alle Jahre, wenn es blüht, wollen wir uns jedes ein Köselein abpflücken und in unsere Bibel legen.“

Anna hörte dieß ruhig mit an und ging bald darauf fort. Unterwegs aber blieb sie mehrmals stehen, wie wenn sie sich Etwas überlege. Sie ging auch nicht



Mulchuld.



zu ihrer Mutter, sondern Schnurstracks zu ihrem Vater. Dieser saß in seiner Stube, am Schreibepulte.

„Was willst Du, Nennchen?“

„Papa, bist Du allein?“

„Wie Du siehst, mein Kind, es ist kein Mensch weiter hier.“

„Aber auch ganz allein?“

„Ganz allein. Aber was willst Du denn?“

„Papa, bitte, neige 'mal Deinen Kopf ein Bißchen herunter, ich will Dir Etwas leise sagen.“

„Warum nicht laut, Nennchen? Es hört's ja Niemand.“

„Nein, bitte schön, Papachen, leise, leise.“

„Nun, ich bin doch begierig, mein Kind,“ sagte der Vater, indem er den Kopf abwärts neigte.

„Lieber Papa, schenke mir einen Thaler!“

„Einen Thaler, Nennchen? Einen Thaler?“

„Ach ja, Papa, es braucht aber kein schöner zu sein. Weißt Du, wenn Du so einen alten hast.“

„Aber, liebes Kind, was willst Du mit dem Thaler machen?“

„Was kaufen, lieber Papa.“

„Etwas für einen Thaler? Was wäre denn das?“

„Ja, Papa, das darf ich Dir nicht sagen, Du sagst's sonst wieder.“

„Aber Kind, wenn Du mir das nicht sagst, kann ich Dir auch den Thaler nicht geben.“

„Nun, da will ich Dir es sagen, lieber Papa. Aber nicht wahr, Du sagst nichts?“

„Wem soll ich denn nichts sagen?“

„Der Mama.“

„Und warum denn nicht?“

„Ja, siehst Du, lieber Papa, ich will der Mama heimlich ein recht schönes Rosenstöcklein kaufen.“

„Ein Rosenstöcklein?“ lachte der Vater hoch auf, „aber dazu brauchst Du doch keinen Thaler? Da reicht ein Zweigroschenstück aus.“

„Ja, aber dafür werde ich wohl kein recht schönes bekommen. Und ein sehr schönes muß es gerade sein.“

„Nun, hier hast Du fünf Groschen, wenn Du denkst. Aber dafür bekommst Du sicher ein wunderhübsches.“

Anna glaubte dieser Versicherung, nahm das Geldstück, dankte freundlich und mit einem Handkusse und hüpfte zur Thür hinaus. Das Geld knüpfte sie in den Zipfel ihres Taschentuches.

Draußen traf sie die Kinderfrau, ihre ehemalige Amme. „Beate,“ rief Nennchen, „bitte, gehe 'mal mit mir zum Gärtner und hilf mir ein Rosenstöckchen kaufen.“

Beate wollte zwar jetzt nicht viel Zeit dazu haben, aber es half nichts, Anna faßte sie am Schürzenbunde und ließ nicht eher los, bis sie mitging.

Um Glaswald's Sommerwohnung herum zog sich ein kleines Gärtchen, mit allerlei Bepflanzung. Auch für Anna war ein Beetchen darin, das sie in ihrer Weise bestellte. Sie pflanzte oft die allergewöhnlichsten Pflanzen, wie Gänseblümchen, Katzenpfötchen u. s. w. darein und säete oft in einer Woche zehnerlei Samen darauf.

In dieses Beet pflanzte Anna, mit Hilfe der Kinderfrau, das gekaufte Rosenstöckchen. Letztere durfte indeß weiter nichts dabei thun, als das Loch machen und das Rosenstöckchen hinein halten. Erde deckte Anna selbst darauf, drückte sie mit ihren kleinen Händen fest, steckte ein Stäbchen neben ein und band die längeren Zweige mit rothseidenen Bändchen daran.

Jeden Tag nun war es des Morgens ihr erstes Geschäft, nachzusehen, ob die Knospen bald aufbrechen würden. Es lag ihr nämlich auch sehr viel daran, daß die Rosen eine schöne hochrothe Färbung hätten, gerade so, wie die auf dem Grabe jener Mutter.

Seitdem das Rosenstöckchen im Garten stand, war ihre Puppe in's Hintertreffen gekommen. Anna liebte und pflegte jenes weit mehr als diese. Jedes welke Blatt „pfläumelte“ sie ab. Jede dürre Spitze schnitt sie behutsam mit einem kleinen Messer herunter. Alle Tage lockerte sie die Erde ringsum auf und streute Kaffeesatz darauf, weil sie gehört hatte, daß darnach manche Blumen recht gut gediehen. Früh und abends kam sie mit ihrer kleinen Gießkanne und benetzte es. Einmal schien der Abend etwas kühl werden zu wollen. Was that sie? Sie holte drei ihrer größten Puppenbetten und deckte den Rosenstock zu. „So,“ sagte sie dabei, „will dich recht hübsch „einhuscheln“, daß du mir ja nicht etwa frierst.“

Die Mutter hatte Anna's Thun und Treiben schon manchmal vom Fenster aus zugehört. Die überaus große Zärtlichkeit mit dem Rosenbäumchen kam ihr anfangs räthselhaft vor. Schließlich jedoch erklärte sie sich dieselbe damit, daß Nennchen die Rosen ganz besonders lieben müsse. Einmal indeß kam es ihr vor, als ob Nennchen vor den Rosen stünde und Thränen im Auge hätte. Wenigstens zog diese mehrmals ihr Taschentuch aus dem Schürzentäschchen hervor und wischte sich verstoßen die Augen. Was das zu bedeuten habe, wußte die Mutter freilich nicht.

Eines Tages kniete Anna auch an ihrem Blumenbeete und blies den Staub von den saftigen Rosenstöckblättern. Da trat die Mutter hinter ihr heran, klopfte sie leise auf die Schulter, um sie nicht zu erschrecken und sagte: „Nennchen, was machst Du denn hier?“

Anna wurde roth und wußte vor Verlegenheit gar nicht gleich, was sie sagen sollte. Endlich erwiderte sie: „Ich wollte da den Staub ein Wenig abblasen.“

„Aber sage mir nur, mein liebes Kind, warum Du gerade mit diesem Rosenstöckchen gar so zärtlich bist? Hast doch dort noch andere Blumen, um die Du Dich nicht halb so sehr kümmerst?“

Anna wurde noch verlegener und noch röther im Gesicht. „Ach, liebe Mama,“ stotterte sie endlich, „bitte, frage mich nicht darnach.“

„Warum denn nicht, Nennchen?“

„Sieh, wenn ich Dir sagen muß, verdirbst Du mir eine große Freude.“

„Das will ich nun gerade nicht,“ erwiderte die Mutter, die nun erst gewissermaßen neugierig wurde. „Aber sieh, liebes Nennchen, mir, Deiner Mama, könntest Du es doch anvertrauen, was Du mit dem Stocke hier vorhast. Ich werde gewiß verschwiegen sein.“

Anna sah die Mutter eine Weile stumm an, nicht als ob sie der Mutter nicht glaube, sondern weil sie im Zweifel war, was sie thun solle.

„Nun, Nennchen, was siehst Du mich denn so sonderbar an? Willst Du mirs wirklich nicht sagen?“

„Ja, Mamachen, Etwas will ich Dir sagen. Aber nicht Alles.“

„Nun?“

„Siehst Du, ich will — ob ichs denn sage? — ich will — ja, das kann ich Dir schon sagen: Ich will das Rosenstöckchen — verschenken.“

„Ach so,“ fiel die Mutter schnell ein, „hab' mirs doch schon gedacht. Nun, das ist ein recht schönes Geschenk.“

„Nicht wahr, liebe Mama, das Stöckchen ist wie gemalt? Ich sagte es aber auch gleich dem Gärtner, er solle mir ja das beste geben, was er hätte.“

„Und es ist auch wirklich ein reizendes Stöckchen!“

„Nicht wahr, liebe Mama? Ei, das freut mich, daß es Dir so gefällt.“

„Und wer es bekommt, dem wird es sicher sehr gefallen.“

„Ei! ei!“ jauchzte Nennchen, „wie freue ich mich!“

„Ich möchte aber doch noch wissen, Nennchen, zu welchem Zwecke Du das Stöckchen verschenken willst?“

„Das kann ich Dir noch sagen, liebe Mama. Aber weiter nichts. Siehst Du, wer einmal später die schönen Rosen davon abbrechen wird, der wird an Dich denken und auch an mich.“

„Das ist aber sonderbar, Kennchen, was Du da sagst. Man denkt doch bei solchen Geschenken bloß an die Person, die es gegeben hat.“

„Ja, wie ich es aber machen will, da wird es anders.“

„Ich kann mir das nicht denken, mein Kind. Es müßte denn sein, daß man einen Blumenstock auf ein Grab gepflanzt hätte.“ —

„Ach, Mama!“ unterbrach sie hier Anna und erschrak, daß die Wangen erblaßten. Die Mutter ahnte nichts weiter, als einen Schreck vor dem Grabe und fuhr fort:

„Da denkt man allerdings, wenn man eine Blume davon bricht, an den, der darin liegt und auch an die, die aus Liebe die Blumen gepflanzt haben.“

„Ach, Mama,“ seufzte Anna traurig auf, „nun ist's heraus!“

„Was denn?“

„Ach, das ist recht schade!“

„Aber ich habe doch gar nichts errathen?“

„Ach, Mama, freilich! Nun ist's mit meiner Freude vorbei!“

„Wie so denn, Kindchen? Weine nur nicht!“

„Ja, Du hast's aber schon errathen!“

„Aber was soll ich denn nur errathen haben, Herzenskind?“

„Nun das, daß ich das Rosenstöckchen für Dich großziehen und es Dir schenken wollte.“

„Ah! also mir wolltest Du es schenken?“

„Freilich, meine Herzensmama. Weil Du so lieb und gut bist und weil ich Dich auch so ganz sehr lieb habe.“

Bei diesen Worten streckte Anna ihre kleinen Händchen empor, die Mutter beugte sich abwärts und das gute Kind lag am treuen Mutterherzen. Ein langer, langer Kuß sollte der Mutter jetzt gleichsam sagen, was ihr das Rosenstöckchen erst später verkünden sollte.

„Lieber, kleiner Engel!“ versetzte die Mutter darauf tröstend, „das thut mir recht leid, daß ich Dir Deine Freude so verdorben habe.“

„Mir auch, liebe Mama. Und ich weiß nun auch gar nichts anderes, das ist so schlimm.“

„Du wolltest mir wohl das Rosenstöckchen zu meinem Geburtstage schenken?“

„Nein, Mama, erst später.“

„Ach so! Wohl gar zum heiligen Christe, weil da die Blumen etwas Aares sind?“

„Nein, auch nicht, Mama. Noch viel später.“

„Oder zum Frühlinge, gleichsam als den ersten Blumenstrauß?“

„Auch nicht, Mama, noch viel, viel später.“

„Auch nicht? — Nun wenn denn dann, liebes Kind?“

Das unschuldige Kind sah jetzt der guten Mutter ganz treuherzig und liebevoll in die Augen hinein, die feinigten aber wurden dabei immer heller und glänzender. Es traten ein Paar Thränen still hinein. Dann aber faßte es die gute Mama an der Hand und sagte: „Sieh, meine gute Mama, ich war neulich auf dem Kirchhofe. Und dort sah ich, wie zwei Kinder ein Rosenstöckchen auf das Grab ihrer Mutter pflanzten. Nun wollte ich Dir eben auch, wenn Du einmal gestorben bist, dieses Rosenstöcklein auf Dein Grab pflanzen, weil ich Dich so lieb habe!“

Die Mutter schrak bei diesen Worten in sich zusammen. Ihre Wangen überlief ein blasser Hauch. Es war ihr, als ob der Tod schon seine kalte Hand nach ihr ausstreckte. Sie sah ihren kleinen Engel, ihr Kind, lange und schweigend an. Was sollte sie thun? — Sollte sie ihr Töchterchen jetzt belehren? — Nein!

Nach einigen Augenblicken kehrte das Blut wieder in die Wangen zurück. Sie begriff ihr Kind. Sie erkannte seine Liebe.

„Du hast gut gemeint, mein Kind!“ sagte sie endlich wehmüthig. Mit diesen Worten zog sie das kleine, verwunderte Aennchen an sich und drückte es mit aller Zärtlichkeit an ihr warmes Mutterherz und dabei perlte eine große, heiße Thräne aus ihrem Auge auf die Stirn der Kleinen.

Diese Thräne, sie galt des Kindes — Unschuld!

Das Kaninchen.

Im grünen Gärtchen saß Christinchen
Und fütterte ihr weiß' Kaninchen.
Sie brach ihm Zuckerschoten los
Und streute sie in ihren Schooß.

Da thut's ein Sätzchen,
Das kleine Mägschen,
Macht drauf ein Männchen,
Steif, wie ein Tännchen.
Mit seinen Vorderpfötchen
Hält es die süßen Schötchen,

Und knappert
Und schnappert,
Und leppert
Und schleppert

So flink und zierlich,
Das sieht possirlich.

Wie freut sich da Christinchen
Just über ihr Kaninchen.
Sie darfs mit ihren Händen streicheln.
Wie funkeln da die rothen Augeln!
Sie drückt es liebend an ihr Herz.
Wie legt die Ohren hinterwärts!
Sie küßt es mit den zarten Lippen.
Fast ißt, als wollt' es wieder nippen!
Es schmiegt sich an Christinchen's Brust
Und schläft dort endlich ein vor Lust.

Wers mit den Thieren gut stets meint,
Den lieben sie als ihren Freund.